

Ein Jahr zum Vergessen!?

Eine Antwort von

Klaus Zierer

Liebe Frau Schneider, lieber Herr Sack,

vielen Dank für die Übersendung des GGG-Magazins, das ich insgesamt mit großem Interesse gelesen habe. Dass darin auch eine Besprechung meines Buches „Ein Jahr zum Vergessen“ abgedruckt ist, freut mich sehr – zumal die Art der Besprechung außerordentlich ungewöhnlich, weil kreativ, ist. Das hat mir sehr gut gefallen und gerne nehme ich die Einladung zu einem Gespräch an.

Schiefelage der Bildungspolitik

Die Antwort auf die Frage, die ziemlich am Anfang Ihres Gespräches von Ihnen, Frau Schneider, gestellt wird, ob mein Weckruf gehört wird, lautet nach mehreren Monaten: leider nein. Eigentlich wollte ich mit dem Jahr 2020 etwas weniger machen. Die Corona-Pandemie hat mich aber aufgrund vieler bildungspolitischer Schief lagen so sehr aus der Reserve gelockt, dass ich immer wieder Stellung genommen habe. Mein Eindruck aber ist: Gehört wurde ich nicht – nicht meine Bitte, virologische Maßnahmen, so notwendig sie auch sein mögen, pädagogisch zu implementieren; nicht mein Hinweis auf einen pädagogischen Masterplan, was Homeschooling anbelangt; nicht mein Aufruf zu einer sinnvollen Digitalisierung in der Krise und einer Stärkung des Schulf fernsehens; nicht meine Warnungen, dass Lernrückstände erkennbar sind und auch die psychosoziale Entwicklung unter Druck gerät; nicht meine Sorge um Bildungsgerechtigkeit in Deutschland u. v. a. m. Stattdessen habe ich erleben dürfen, dass eigene Bemühungen, wie die Sommerschule der Diözese Augsburg („BrückenWerk“), eine Zeitlang sogar von der Bildungsverwaltung zu verhindern versucht wurden – Sie haben diesen Sachverhalt in der Besprechung auch genannt und es freut mich, dass Sie mir Mut attestieren und ein umfassendes Bildungsverständnis. Für mich als Schulpädagoge, damit auch immer als Forschender und Lehrender, eine bestärkende Rückmeldung.

Ebenfalls freut mich, dass Sie die nun schon seit Jahrzehnten beobachtbare Schief lage in der Bildungspolitik hervorheben, die ich im Buch anspreche: Bildungspolitik ignoriert geradezu systematisch wissenschaftliche Erkenntnisse. In anderen Bereichen hören wir doch immer wieder, wie wichtig Wissenschaft sei; warum wird sie in der Bildungspolitik immer und immer wieder überhört, ja sogar bewusst ausgeklammert? Das ist sicherlich ein zentrales Ergebnis der Hattie-Studie, wonach die Zeit der Suche nach Evidenz eigentlich längst vorbei ist und es an der Zeit wäre, die Vielzahl an Erkenntnissen in die Praxis zu implementieren. Darauf warten viele Lernende schon lange, die meisten vergeblich ...

Selbstbestimmung versus Fremdbestimmung

Bei einem Punkt der Besprechungen scheinen unsere Positionen auseinanderzugehen: der Frage nach der Selbstbestimmung. Ich habe in „Ein Jahr zum Vergessen“ davor

gewarnt, einseitig zu sein und Selbstbestimmung über alles zu setzen. Dabei greife ich auf empirische Studien zurück, wie den Dumm-und-dümmer-Effekt, sowie auf theoretische Überlegungen, wie auf die „vernünftige Freiheit“ von Jürgen Habermas. Pessimistisch wollte ich damit nicht sein, sondern realistisch. Dass gerade Kinder zu Beginn ihres Lebens selbstbestimmt lernen, wie Sie es formulieren, Herr Sack, würde voraussetzen, dass Kinder eine wirkliche Wahl treffen. Ich bin mir hier nicht sicher: Vielfach lassen sich Kinder von ihren Gefühlen treiben und Emotionen lenken Aufmerksamkeiten. In der Schule kommt es aber dann zu einer „Erweiterung des Gedankenkreises“, wie es Johann Friedrich Herbert nennt. Insofern werden von der älteren Generation Möglichkeitsräume eröffnet, die die nachwachsende Generation nutzen kann – aus Sicht der älteren Generation auch nutzen sollte. Für mich wird es an der Stelle interessant, weil ein Übergang von Fremdbestimmung zu Selbstbestimmung notwendig ist. Wie kann dieser gelingen? Mein Argument mithilfe der Studien und Theorien: Der Mensch ist in der Lage zu Selbstbestimmung, weil sie Gabe und lebenslange Aufgabe ist. Hilfreich dafür ist immer die Begleitung durch eine Lehrperson, die die Fähigkeit hat, aus dem Weg zu gehen (Hattie). Oder wie es Maria Montessori aus Sicht von Kindern nennt: „Hilf mir, es selbst zu tun!“ August Hermann Niemeyer, Gründervater der universitären Pädagogik in Deutschland, ist sogar noch radikaler mit den Worten: „Ich bedarf deiner nicht mehr!“ Ich sehe diese Positionen, wie gesagt, nicht pessimistisch (i. S. v. der Mensch kann das nicht selbst) oder optimistisch (i. S. v. der Mensch kann das alleine), sondern realistisch: Der eine braucht weniger Hilfe, der andere braucht mehr Hilfe. Aber immer muss ein humanes Bildungsverständnis leitend sein: Der Mensch ist ein freies und selbstbestimmtes Wesen. Dass unser staatliches Schulsystem ein Zuviel an Fremdbestimmung hat, dem stimme ich zu. Wir müssen nur aufpassen, dass es auch ein Zuviel an unreflektierter Selbstbestimmung geben kann – das Hegelsche Pendel schwingt leicht ins andere Extrem (siehe Digitalisierung). Ich denke, dass wir in der konkreten Ausgestaltung dieser Problematik wieder sehr nahe sind: Wir brauchen von Anfang an Räume, in denen Lernende mitentscheiden können (Mitbestimmung). Durch Gespräche und Begegnungen lernen sie, ihre eigenen Möglichkeiten besser einzuschätzen, sich und andere zu hinterfragen. Dadurch stärkt sich die Fähigkeit, eigenständig zu agieren (Selbstbestimmung), um schließlich auch seine Kräfte in den Dienst anderer zu stellen (Solidaritätsfähigkeit). Damit wäre ich bei Wolfgang Klafki und seinem Bildungsverständnis, das ich heute nach wie vor bildungspolitisch leitend sehe.

Gliederung des Schulsystems

Am Ende wird ein großes Thema angesprochen: die Gliederung des Schulsystems als Verhinderer von Lernfreude. Das ist wirklich ein großes Thema, weil darüber leidenschaftlich diskutiert werden kann und sich viele Debatten anschließen, bis hin zur Abschaffung von Noten. Ich war ja selbst länger Grundschullehrer und machte die Erfahrung, dass es am Ende der vierten Klasse schwierig wird, allen Kindern gerecht zu werden. Vor diesem Hintergrund finde ich bis heute PISA-E spannend. Dort wurde nämlich deutlich, dass es im Wettstreit der Schulsysteme mit Blick auf die Lernleistung eine Patt-

Situation gibt: Das dreigliedrige Schulsystem fördert die Leistungsstärkeren besser als Gesamtschulen, wohingegen diese die Schwächeren besser mitnehmen. Mit Blick auf die Bildungsschere bedeutet das: Im dreigliedrigen Schulsystem wird sie größer, weil die Ränder weiter voneinander entfernt sind, in der Gesamtschule wird sie kleiner, weil die Ränder näher beieinander sind. Welches Schulsystem ist dann das bessere? Für mich zeigt sich an dieser Stelle, dass alleine mit dem Blick auf die Lernleistungen diese Frage nicht zu klären ist. So müssen normative Fragen hinzugenommen werden: Welche Aufgaben hat das Schulsystem? Solange es eine Selektions- und Allokationsfunktion im Sinn von Helmut Fend hat, brauchen wir Abschlüsse. Gerechtere Noten sein – wenn wir sie endlich pädagogisch implementieren. Solange wir Noten als Druckmittel und nur als Ausleseinstrument einsetzen, stimme ich zu: Freude wird damit verhindert. Wenn es uns aber eines Tages gelänge, dass wir eine Prüfungskultur in den Klassenzimmern hätten, in der nicht die Lehrperson definiert, wann Leistung zu erbringen ist, sondern die Lernenden kommen und sagen: „Jetzt habe ich zwei Wochen intensiv geübt, jetzt möchte ich genau wissen, was ich kann – lass uns einen Test schreiben!“, dann hätten wir eine Prüfungskultur, die als Rückmeldung gesehen wird, verbunden mit einer positiven Fehlerkultur: Fehler nicht als Makel, sondern als Motor des Lernens. Das wäre meine Vision dahinter, die ich wichtiger finde als die Strukturdebatte, aus zwei Gründen: Erstens wäre diese Vision in jeder Schule und damit in jedem Schulsystem wirksam; zweitens nehme ich die Strukturdebatte als so verkrustet wahr, dass ich mir sicher bin, mein Leben ist zu kurz, um daran etwas zu verändern – erneut kein Pessimismus, sondern Realismus, basierend auf vielen, vielen Gesprächen mit Verbänden und Ministerien. Der Wille, am Schulsystem grundlegend etwas zu verändern, ist nicht der größte – verwalten ist leichter als gestalten.

Und dennoch: Zum Realismus gehört immer auch das Wahrnehmen von Erfolg – wenn ich in der Erstsemester-Vorlesung 1300 (!) Studierende vor mir habe, in Murmelphasen erkenne, wie wissbegierig sie sind, merke, dass sie offen sind für empirische Ergebnisse, aber auch gerne über Bildungstheorie nachdenken, wenn ich nach zwei, drei Sitzungen ein Lächeln zurückbekomme, Fragen gestellt werden und wir trotz der „Klassengröße“ ins Gespräch kommen, dann wird der Realismus vom Optimismus gespeist: Ich kann etwas bewirken. Kleine Schritte und ein langer Atem sind dafür notwendig. Und sicherlich auch: vereinte Kräfte! Daher mein Dank für die wirklich schöne Besprechung und die Einladung zum Dialog, der ich sehr gerne gefolgt bin.

Beste Grüße

Klaus Zierer